

## Versöhnung in der Wahrheit

Vortrag in der Paulusakademie in Zürich  
am 16. September 2006  
Dr. h. c. Friedrich Schorlemmer

Meine Damen und Herren,

ich will das, worauf es mir ankommt, gleich zu Beginn sagen: Versöhnung gibt es nicht ohne die schmerzhafteste Wahrheit über das, was trennt und belastet, und sie gelingt nicht ohne Arbeit an der Beseitigung der Ursachen. Um es theologisch zu sagen: keine Vergebung ohne Sündenbekenntnis; Versöhnung aber setzt uns in ein anderes, in ein heilendes Verhältnis zueinander, sofern man sich „die Wahrheit“, die nichts Schmerzliches ausspart, einander aus den so unterschiedlichen gegensätzlichen Perspektiven zugemutet hat, noch einmal in sich geht und tiefe Gefühle wie der Reue, der Scham, des Entsetzens, das Nicht-Begreifens zulässt, sodann auch Verstehensbereitschaft oder gar auf Schuldbewusstsein getroffen ist. Das kann es leichter machen, die lang nachwirkenden Schmerzen zu ertragen. Selbst Auge in Auge.

Versöhnung fällt nicht leicht. Und Versöhnung ist immer wieder gefährdet, selbst, wenn sie einmal gelungen ist.

So ist die Versöhnung

1. ein aus Einsicht kommender *Willensakt*, der Vergangenes klärt und auf Künftiges gerichtet ist.
2. eine psychologische, auf neue Kommunikation ausgerichtete *Durcharbeitungsaufgabe* (intrapersonal und interpersonell)
3. eine praktische *Beräumungsaufgabe* für den Schutt zurückliegender Konflikte, damit er sich nicht noch weiter anhäuft – Schippe für Schippe, Schritt für Schritt
4. eine *strategische politische Aufgabe*, die viel Geduld, Geschick und viel Niederlagetraining verlangt (das kann durch Verträge, durch Wiedergutmachungsleistungen, aber vor allem durch eine auf Recht basierende Macht befördert werden.)
5. eine *spirituelle Lebenskunst* mit einer Kraftzufuhr durch erfahrene Versöhnung und eine demütige Erkenntnis unserer Gefährdung und unserer Grenzen.

Kaum ein Satz wurde nach 1945 in Bezug auf Versöhnung so viel zitiert, wie der des Auschwitz Überlebenden Elie Wiesel. „Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung.“

Es gibt keine Versöhnung ohne Erinnerung an das, was an (gegenseitigem) Leid geschehen ist und wer verantwortlich war. Die Erinnerung – so subjektiv und vom jeweiligen Interesse geleitet sie bleibt – kann etwas Kathartisches bekommen und hilft, das Vergangene allmählich zu verschmerzen, selbst wenn ein unnennbarer großer Schmerz darin stecken bleibt. Erinnerung ist nötig, nicht allein um der Aufhellung der Vergangenheit willen, sondern noch viel mehr um der Zukunft

willen. Dem Vergangenen soll nicht erlaubt werden, Künftiges zu verstellen. Aber Wegdrängen, Beschweigen, Verleugnen hinterlassen nur Verkrampfungen und eröffnen keinen neuen Weg des Umgang miteinander.

Mutige Erinnerungsarbeit als Geheimnis der Versöhnung hat insofern einen präventiven Charakter, nicht bloß einen retrospektiven.

Kein Satz konnte aber auch so missverstanden oder gar missbraucht werden. Wenn nämlich die Erinnerung nicht zur Versöhnung führt, sondern wenn Erinnern beständig das Geschehene so wach hält, dass es stets erneut schmerzt, als wenn es im Moment geschehen ist. Wenn Erinnerung so viel Vergeblichkeitsgefühle, so viel Bitterkeit, so viel Destruktion, ja so viel Hass wieder wachruft, die schon angefangen hatten, zu schlummern, dann ist Erinnerung nicht das Geheimnis der Versöhnung, sondern eine Methode, die Wunde offen oder am Schwären zu halten, so dass sich Unversöhnlichkeit perpetuiert.

Ich habe das im Blick auf die DDR-Vergangenheit erlebt: Viele, die Opfer gewesen waren oder sich den Status an die Brust geheftet hatten, exerzierten, wie Erinnerung zur Verschärfung des Konflikts beitrug statt zu seiner Beendigung.

Versöhnung ist im christlichen Kontext zu einer „kostenfrei“ weitergesagten moralischen Aufforderung geworden. Diese flotten Moralprediger tun so, als wenn das so leicht wäre - eben weil sie überhaupt keine Erfahrung mit tiefgehenden Konflikten gemacht haben. Nichtbetroffene raten Betroffenen allzu hurtig stets, sie sollten sich doch versöhnen, sie sollten verzeihen, vergessen, vergeben. Dabei wissen sie nichts von dem zu überwindenden Schmerz.

Sich-Versöhnen zu lernen ist Schwerstarbeit, bedarf enormer Anstrengung, geistiger, psychischer, politischer, kommunikativer Durchdringung und Durcharbeitung missglückter Beziehungen - ehe es zur inneren Entspannung und zu beruhigter Gelassenheit kommt. Versöhnung heißt, frei werden von belastender Vergangenheit, nachdem die Wahrheit über die Belastung, ihre Gründe und ihre Akteure ausgesprochen und gehört worden ist. Wenn es nicht zu einer Lösung, Loslösung und Erlösung kommt, bleibt es bei Verkrampfung; Versöhnung braucht Entkrampfung, Gelöstsein und freien Blick auf die Vergangenheit - ohne Leugnen des beschwerenden Vergangenen. Ansonsten fallen wir schnell wieder zurück in die Muster der Feindschaft - der Vorwürfe wegen erlittener Schmerzen. Erinnerung wird zu einer beständigen Schmerzerneuerung.

Nichts ist untauglicher für die Tragfähigkeit von Versöhnung als der moralische Appell zu einer schnellen Bereinigung, ehe geklärt und ausgesprochen wurde, was bereinigt werden muss, wo welche Ursachen und wo wessen Verantwortlichkeiten lagen und liegen. Deswegen ist auch die am Anfang des Gottesdienstes ausgesprochene, vom

Menschen erkannte Grundschuld Voraussetzung für die Annahme „der grundlosen Barmherzigkeit Gottes“ mit uns. Er nimmt uns eben nicht an, weil wir „so gut“ sind, sondern er nimmt uns an, obwohl wir so sind, wie wir sind.

Und Versöhnung wird immer mit dem Gedanken verbunden, dass Gott sich das etwas hat kosten lassen: seinen Sohn, unseren Bruder und Herrn.

Im Umgang miteinander muss das Verstehen dessen, was geschehen ist und das Aussprechen des Unbegreiflichen vor jedem Versuch der Rechtfertigung und vor der Inanspruchnahme mildernder Umstände wegen Verführung, Begeisterung oder wegen eigener Existenzdrohung zu stehen kommen.

Es gibt eine folgenlose fortdauernde, geradezu krampfhaft-besessene Dauerreflexion über Vergangenes, um das Vergangene frischzuhalten, samt aller daraus entspringenden destruktiven Gefühle und Energien. Sie helfen nicht weiter. Sie vergiften das Innere und lösen das Problem nie. Sich versöhnen zu können, gehört zu den Wundern gelingender menschlicher Kommunikation. Versöhnendes Handeln schickt sich an, tiefe Störungen dauerhaft zu beheben und sie von beiden Seiten zu beglaubigen.

Dies geht nicht ohne eine religiöse, eine transzendente Dimension. Sie bleibt ein Geheimnis im Raum des Unverfügbaren. Wo Versöhnung gelingt, blitzt ein Wunder auf, ein herzergreifendes.

In einem Konflikt, in dem man eindeutig von Tätern und Opfern sprechen kann, muss die Versöhnung von den Opfern ausgehen. Sie verlangt den Tätern Einsicht in das Ausmaß ihrer Verschuldung ab. Sie bedarf der ungeheuren Anstrengung der Opfer, einen verlässlichen Neuanfang mit Tätern und mit denen, die den Tätern zugehören, sogar mit deren Nachkommen, zu suchen. Bei manchem Belasteten geht die innere Belastung so weit, dass er sich lebenslang nicht davon lösen kann.

So bekennt der große amerikanische Schriftsteller Louis Begley, dass er immer einen großen Bogen macht, sowie er Deutsche treffen könnte, die noch zur Nazizeit gelebt und an den Verbrechen mitgewirkt oder schweigend zugesehen haben. Er kann es nicht ertragen, Deutschen zu begegnen, die dies Hitlerregime duldend oder aktiv getragen haben.

Wer will mit ihm richten, wenn er gegen Grass' spätes Waffen-SS-Bekenntnis so scharf richtet – wenn man erfahren muss, dass alle seine Angehörigen kaltherzig-maschinell von Deutschen umgebracht worden sind?

In Konflikten, die eher symmetrisch verlaufen sind, wo gar Täter und Opfer die Rollen wechseln konnten (ohne dass man Ursache und Wirkung außeracht lassen kann und andererseits ohne dass man in jedem Falle Ursachen und Wirkungen klar benennen kann), da muss nach einer gewissen Zeit über das geredet werden, was war. Sonst stehen die Gespenster später wieder auf – und sei es nach Generationen.

Historische Ereignisse werden jahrhundertlang zu wirkmächtigen Symbolen. Denken wir nur an die Schlacht auf dem Amsfeld 1389 im jetzigen Kosovo und die großserbische Mythologie, die Slobodan Milošević daran knüpfte.

Versöhnung kann jedenfalls nicht funktionieren, wenn sie als ein bloß schöner, steriler Verband um eine schwärende Wunde gewickelt wird. „Das suppt durch“, sagte man in meiner Kindheit, zu Zeiten, als Wunden noch richtig eiterten.

In einer Konfirmandenstunde in meinem Dorf in Trebnitz sprach ich einmal als junger Pfarrer über Martin Luther King, die Schwarzen und die Weißen. King hatte die weißen Amerikaner „seine kranken Brüder“ genannt. Ich hatte dazu angemerkt, dass es eben nicht bloß um die Versöhnung zwischen Schwarzen und Weißen im fernen Amerika ginge, sondern auch darum, dass die Brüder Sanders (zwei zerstrittene Bauern) wieder aufeinander zugehen, miteinander sprechen, sich vertragen und sich wieder zum Geburtstag einladen, Versöhnung ist meist nicht spektakulär, sondern braucht viele kleine, behutsame Schritte.

Als ich wenig später die eine Familie Sander besuchte, merkte ich, wie sie mich mit zugekniffenen Augen anschauten. Schweigen. Ich fragte, was denn los sei, denn ich hatte ein freundschaftliches Verhältnis zu diesem Bauern (im wesentlichen, weil er mich für einen verbündeten Antikommunisten hielt). Schließlich sagte Frau Sander zu mir, sich auf die Mistgabel stützend, ganz in der Nähe des Misthaufens und einer großen Jauchengrube: „Herr Pfarrer, über die Leute wird im Konfirmandenunterricht nicht geredet. Verstehen Sie mich?“ Die Tochter hatte alles sofort zu Hause erzählt. (Der Konfirmandenunterricht war endlich einmal der Rede wert!)

Ich sagte: „Aber, Frau Sander, wenn Ihr Schwager hier in die Jauchengrube fiel, Sie würden ihn doch herausziehen, weil es Ihr Schwager ist oder weil er einfach ein Mensch in Lebensgefahr ist? Und sie antwortete im Beisein ihrer Tochter: „Nein, mit der Forke nachstoßen würde ich.“

Seitdem weiß ich, dass sich über Versöhnung wunderbar schwätzen lässt, wenn man nicht selber in verhärteten Konflikten steckt, die sich in die Seele eingefressen haben und alsbald mit Tötungsphantasien verbunden sind.

Und ich habe es nach 1989 sehr *konkret* erlebt, als ich mich mit Verantwortlichen des Mauerstaates *generell* vertragen und nicht ewig nachtragen wollte, also jedem Menschen eine Wandlung nicht nur zu trauen, sondern auch zumuten und in ein offenes Verhältnis zu treten ich mich anschickte. Dabei habe ich gemerkt: Sich zu versöhnen, das lässt sich ganz *allgemein* ganz leicht sagen.

Wenn es dann konkret wird, wenn man z.B. den völlig uneinsichtigen Grenztruppengeneral mit seinem unerschütterbaren „Friedenspflichtbewusstsein“, den schindenden Schuldirektor oder Kressekretär wieder vor sich hat und merkt, dass deren Tonfall doch derselbe geblie-

ben ist oder sie eine neue Rechthaberpose - diesmal in der Demokratie – annehmen, dann spürt man an sich selbst, wie viel leichter es ist, „die Feinde“ zu lieben – also die feindlichen Menschen als Menschen zu achten – und wie viel schwerer es demgegenüber ist, „seine Feinde“ zu lieben.

Ich darf anmerken, dass der Protestantismus nicht ohne den Apostel Paulus denkbar ist – den Christenverfolger, der zum Missionar Europas geworden ist und dem Versöhnung in Christus so zentral geworden war – wohl auch aus sehr persönlichen Gründen.

Ich habe die Größe von Menschen miterleben dürfen, die innere Größe von Menschen, die so viel Niedriges und Erniedrigendes durchlebt und erlitten haben - und großherzig, weise, offen geblieben oder geworden sind.

„Ich bitte Euch, wollet nicht in Zorn verfallen denn alle Kreatur braucht Hilf' von allen“, schrieb Bert Brecht über die Kindsmörderin Marie Farrar und hat in seinem Gedicht „An die Nachgeborenen“ (1938) darauf verwiesen, dass schließlich der Hass gegen die Niedrigkeit die eigenen Züge verzerrt, so sehr man doch eigentlich freundlich sein wolle.

In Tel Aviv in einem Hotel – direkt am Mittelmeer – treffe ich auf einen Juden, der aus Deutschland stammt, der mir ungefragt erzählt, was er in Auschwitz gesehen und erlitten hat. Zugleich sagt er: „Das hat nichts mit Ihnen zu tun. Und ich fahre jetzt jedes Jahr nach Deutschland und verbringe einige Wochen in Baden-Baden. Ein Land, das solche großartigen Musiker hervorgebracht hat wie Deutschland, das kann nicht böse sein. Ich sehe bei den Deutschen nicht nur die Schinder von Auschwitz, sondern ich höre auch weiter die wunderbare Musik von Brahms, von Bach und von Beethoven und Schubert, Schumann, Liszt und von Reger.“

Und er konnte sich gar nicht satt erinnern, welche Musik er für seine Seele braucht. Und ich fragte ihn, wie er denn damit leben kann, wenn er Deutschen und der deutschen Sprache wiederbegegnet. Er wurde ganz still. Dann: „Am Tage gelingt es, aber in der Nacht, da kann ich mich nicht wehren, da kommen die schrecklichen Erinnerungen. Ich wache auf und kann nicht wieder einschlafen ... Und dann höre ich Musik – Musik von Deutschen.“

Diese Begegnung hat mich sehr angerührt.

Eine ganz andere Erfahrung machte ich, als ich vor dreißig Jahren mit jungen Leuten durch Polen fuhr und wir menschliche Überreste hinter einer Glasvitrine in Stutkowo sahen. Ein 16-Jähriger amüsierte sich über einen kleinen Kinderschädel. Da kam ein älterer polnischer Besucher auf ihn zu und sagte sehr bestimmt: „Sei still, Deutscher, hier. Ja, sei still Deutscher, hier.“

Vor drei Wochen erlebte ich am Radio, wie ein Staatssekretär, der das „Haus der Geschichte“ in Bonn zuvor gegründet und geleitet hatte, bei einem Buchenwald-Gedenkkonzert in Weimar nur von den Lei-

den der Deutschen sprach, die vertrieben wurden sind - ohne irgendeinen Zusammenhang herzustellen zwischen der Vertreibung, der Verursachung des Krieges durch Deutsche und der systematisch-fabrikmäßigen Vernichtung der europäischen Juden. Zur Entschuldigung gab er drei Gründe an, die deutlich machten, dass Versöhnung schwer wird, so lange Menschen noch so denken:

Er hätte doch von den Veranstaltern den Auftrag gehabt, dort über Vertreibung zu reden, und er hätte nur „den Auftrag erfüllt“, und er sei im übrigen kein Experte in Buchenwald-Fragen.

Er habe zweitens nicht gewusst, dass unter den Zuhörern noch Opfer sind. Dann hätte er die Rede anders gehalten.

Und er äußerte drittens, dass es erklärlich sei, dass es im Publikum über seine Rede so viel spontanen Unmut gäbe, weil in der DDR das Thema Vertreibung so tabuisiert worden sei.

Ich habe die Rede gehört. Ich wurde schon laut vor meinem Radio, ehe die Proteste im Saale hörbar wurden. Aber ich bin so froh, dass es diese Proteste gegeben hat. Ich stelle mir vor, er hätte die Rede zu Ende halten können - ohne Proteste.

Was dann die Überlebenden und die Kinder der Überlebenden von uns Deutschen gedacht hätten, zumal von den Deutschen, die über Vertreibung in der Tat lange Zeit nicht hatten reden dürfen und genau deshalb jetzt so begierig und fast genüsslich zuhörten, dass endlich von deutschen Leiden die Rede war, wo doch so lange darüber geschwiegen wurde.

Vorgestern bekam ich prompt eine Mail über die KZ-Lügen, mit ausführlichen Vortragsanhängen ...

Ich verstehe, dass viele der jüdisch-deutschen Bürger besorgt fragen, ob eine neue Erinnerungskultur und Gedenkstättenpolitik in Deutschland aufkäme. Dasselbe fragten überlebende Naziopfer schon nach der Gleichsetzung von faschistischer Diktatur und SED-Herrschaft.

Versöhnung schließt Erinnerung an das vergangene Schwere ebenso ein, wie sie die Verantwortlichen benennt und auf das, was wieder gutgemacht werden kann, nicht verzichtet.

Versöhnung verträgt keine Verdrängung, will sie nicht faul werden, soll der Konflikt nicht weiter gären und wieder aufbrechen. Zugleich aber kann Verdrängung und Beschweigung auf Zeit hilfreich sein, weil der Satz „Die Zeit heilt Wunden“, seine Wahrheit hat. Das Gras der Zeit wächst über das Geschehene, selbst über Gräber - bis es psychisch zu einer Bearbeitung und Beruhigung kommen kann. Das geht häufig nicht ohne fremde Hilfe von Menschen, die diese Belastung nicht selber mit sich tragen. Und es misslingt auch.

Theologisch-moralische Imperative dürfen die psychologischen und sozialen Aspekte nicht übergehen; Versöhnung braucht viel Mut, Ausdauer und Sensibilität.

Ein Wundschmerz bleibt, auch wenn die Narbe gut verwachsen ist. (Wir können es am zunächst gelungen erschienenen Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in diesen Wochen bedrückend buchstabieren. Es ist so nötig, dass sowohl die verständnisbereiten Polen wie die Deutschen weiterhin sehr sorgsam agieren, zumal mit dem Wort „Vertreibung“).

Das ist eine Tatsache und eine bittere für fünf Millionen Deutsche, die nicht „mehr schuld“ gewesen waren als die Bewohner in Westfalen oder in Thüringen, aber für uns alle etwas büßen mussten, was wir Deutsche insgesamt zu verantworten hatten und haben.

Vom Wort „Vertreibung“ zum Wort „Heimatrecht“ ist es nie sehr weit. Dort haben inzwischen andere - über sechs Jahrzehnte - ihre Heimat gefunden, die wieder vertrieben werden müssten, wenn einst Vertriebene zurückkämen und ihr Recht auf Heimat reklamieren würden.

*Nach* einer Inkubationszeit, wo der Konflikt eine Weile verschlossen bleibt, ist alles zu begraben, was war - statt täglich wieder seine Portion Hass, Bitterkeit, Vergeblichkeit und Wut mit Rachegefühl zu sich zu nehmen.

Glücklich, wer es vermag, sich von der vergiftenden Wirkung der Vergangenheit zu lösen. Eine Gnade.

Moralische Appelle mit einer schnellen Erfolgsaussicht nach der Weise: „Vertrag doch endlich!“, sind verständlich wie kontraproduktiv. Das sind fromme Wünsche. Sie sind gut und richtig, aber nicht realisierbar, solange nicht das Innere der Opfer mitkommen konnte. Versöhnung braucht Zeit. Nach schwerem Konflikt sehr viel Zeit.

Gras muss über die gegenseitige Verletzung wachsen und wird wachsen, sofern man nicht in sich die destruktiven Kräfte - Bitterkeit und Hass, Vergeltungsphantasie, Rachewünsche - schürt und sich nicht bei jeder Erinnerung an Geschehenes weiter und wieder verhärtet. Das Geschehene lässt sich in den meisten Fällen überhaupt nicht „wieder-gut-machen“, denn die Verletzung bleibt als Narbe auf dem Körper oder auf der Seele. Und im Falle von Völkermord behält sie dauerhaft etwas Unbegreifbares. Zugleich ist das, was geschehen ist, benennbar, mit Namen benennbar.

Mit dem kalten, sich auf Gehorsam berufenden Adolf Eichmann gab es zurecht keine Versöhnung, sondern einen schmerzhaften, rechtsstaatlichen Prozess mit Zeugenvernehmungen, die einem ans Mark gingen. Und schließlich Todesstrafe für den Massenmörder. Günter Anders, ein Entronnener, schrieb darauf: „Wir Eichmann-Söhne“ - also auch über unser aller Gefährdung.

Versöhnung ist das Ergebnis eines schließlich glückenden inneren Durcharbeitungsprozesses, damit das Geschehen nicht ewig wie Eiter buttert. Dazu gehört die Versöhnung mit den bereits Toten, mit den

Tätern, mit denen man „seinen Frieden macht“, ganz von innen her macht.

Zur Versöhnung gehört das so behutsame wie mutige Wagnis des Zugehens auf den anderen, bis es zur Entspannung und Entkrampfung kommt und Versöhnung einen berührenden, ja festlichen Charakter annehmen kann, bei denen noch einmal Tränen fließen, die salzig schmecken und in eine Umarmung übergehen können.

Aber den Täter muss Scham und Entsetzen über seine Tat, seine Mitwirkung oder seine Duldung der Untat ergreifen.

Das Risiko bleibt, dass die Vergebungsbitte und der Versöhnungswunsch nicht angenommen werden. Noch nicht. Oder auch nie.

Wir stehen alle miteinander vor den Sackgassen gegenseitiger Angst und gegenseitigen Hasses im Nahen Osten, zumal nach der Entführung der israelischen Soldaten und der massiven militärischen Reaktion, bis hin zum Abwerfen von Streubomben kurz vor Einstellung der Feindseligkeiten. Dieser Konflikt wird nicht ohne Hilfe von außen überwunden werden können, aber er muss schließlich auch von den dort Lebenden und Handelnden selber bearbeitet und durchgestanden werden – von denen, die den Schrecken in den Knochen haben, ob in den Städten des nördlichen Israel oder in den Städten des südlichen Libanons.

Der Schriftsteller David Grossmann, der sich in all seinen Werken für eine Verständigung mit den Arabern und speziell mit den Palästinensern eingesetzt hat, dann den Libanon-Krieg zunächst befürwortet, im längeren Verlauf aber abgelehnt hatte, verlor zwei Tage vor dem Ende der Feindseligkeiten seinen 20-jährigen Sohn Uri Grossmann,, just in den Tagen, in denen die israelische Armee schnell noch längere Zeit für Zivilisten gefährliche Splitterbomben abgeworfen hatte.

David Grossmann sagte in seiner Rede am Grab seines Sohnes, der ihm zu einem Freund geworden war, von dem er selber viel gelernt habe:

*„Ich weiß noch, wie du mir von deiner ‚Kontrollpostenpolitik‘ erzähltest, denn auch du hast ja häufig an den Kontrollposten gestanden. Du sagtest, wenn in dem Wagen, den du stoppst, ein Kind sitzt, versuchst du immer erst, es zu beruhigen und zum Lachen zu bringen. Und du denkst immer daran, dass dieses Kind ungefähr in Ruthis Alter ist. Und du stellst dir immer vor, welche Angst es vor dir hat. Und wie es dich hasst und dass es Gründe dafür hat. Und dass du trotzdem alles tust, um ihm diesen schrecklichen Augenblick so weit wie möglich zu erleichtern – dabei aber auch deine Aufgabe ohne alle Abstriche erfüllst.“*

...

*„Und er war ein idealistischer Mensch. Dieses Wort ist in den letzten Jahren abgewertet, sogar lächerlich gemacht worden. In unserer zerrissenen und grausamen und zynischen Welt ist es nicht ‚cool‘, idea-*

*listisch zu sein. Oder ein Humanist. Oder wirklich sensibel zu sein für die Not des anderen, auch wenn der andere ein Feind auf dem Schlachtfeld ist."*

Welche innere Größe, welche ein tränenerstickter Dialog am Grab mit dem toten Sohn!

Ganz anders ein früh Verführter, Günter Grass, der 2006 in seiner Autobiographie schrieb:

Mit dem Älterwerden wachse seine „Scham über das, was ich bis zu meinem 17. Lebensjahr mitgegrölt, mitgemacht habe, ohne – gottlob – in ein Verbrechen verwickelt worden zu sein.“

Und er erinnert auch daran, was der Kommandeur der 1943 aufgestellten SS-Division „Fruntsberg“ gesagt hatte: „Jeder Mann soll zu einem fanatischen Hasser erzogen werden. Es ist ganz gleich, an welcher Front unsere Division zum Einsatz kommen wird: Der unbändige Hass gegen jeden Gegner, sei er Engländer, Amerikaner, Jude oder Bolschewist, muss jeden unserer Männer zu höchsten Taten befähigen.“

Bei dieser Division war der 17-jährige Grass einige Monate gewesen. Er hatte es bei sich eingekapselt, aber nie davon geschwiegen, dass er selbst zu den Verblendeten, Verirrten und Mitschuldigen gehört hatte. Nahezu sein ganzes literarisches Werk widmet sich der Verstrickung der Deutschen in das barbarische NS-System und deren Folgen. Und Grass unternahm jahrzehntelang beharrlich den Versuch, *heute* die richtigen Fragen zu stellen. Rechtzeitig. Deshalb hat er sich so prononciert eingemischt, z. B. immer dann, wenn Minderheiten bedroht wurden, wenn Nationalismus oder gar Rassismus wieder aufblühen, wenn wieder Kriegsvorbereitungen getroffen werden, wenn in der Politik schamlos gelogen oder Kriege für unvermeidlich erklärt werden.

Dabei bekam er etwas Unerbittliches und zu Selbstgewisses, z. B. bei der Rechtfertigung des sogenannten Kosovo-Krieges.

Wer heute von Versöhnung redet, muss frühzeitig die Saat des Hasses erkennen und ihr entgentreten.

Wie dünn die Haut unserer Zivilisation ist, haben wir in den 90er Jahren miterleben müssen, als jahrzehntelang friedlich miteinander lebende Serben, Kroaten, Bosnier und Kosovaren sich plötzlich ihren ethnischen Herkunftsgruppen zugeordnet haben und in einen Rausch von Verbrechen und Vergeltung geraten sind – mit nur wenigen Ausnahmen.

Eines der Opfer aus dem Jugoslawien-Krieg bekennt, dass es seinen getöteten Vater nachts immer wieder hört, „so einen seltsamen Lärm wie von einem lauten Schuss in meinem Kopf und ich wache immer in diesem Moment auf. Manchmal sah ich dann das Gesicht meines Vaters vor mir, als wäre er noch am Leben.“

Ich konnte nicht akzeptieren, dass er tot ist. Jede Nacht hatte ich den gleichen Alptraum.“

(in: Die Kunst des Friedens. Kreuz-Verlag 2002, S. 27)

Aber er sagt dann auch, dass er für einen friedlichen Weg sei, wie viele, die meisten seiner Freunde. Aber bis dahin sei es noch ein sehr langer Weg.

„Wunden haben wir alle. Und psychische Wunden sind schlimmer als physische. Sie brauchen viel Zeit, um zu heilen. Ich habe es lange nicht für möglich gehalten, aber allmählich glaube ich doch, dass sie wirklich heilen können.“

Auf solches, sich nicht irremachendes Vertrauen kommt es an: dass es gelingen kann – trotz so vieler und wiederholter Rückschläge. Versöhnung ist eine Kernaufgabe jedes Friedenshandelns in dieser Welt. Sie ist religiös begründet, ethisch geboten und politisch notwendig. Für Christen bleibt sie begründet im Versöhnungshandeln Gottes. Seien wir Christen erkennbar als aktive Mitarbeiter in diesem Versöhnungsprozess, den Gott uns gnädig gewährt.

Ich werde das, was Versöhnung praktisch-politisch bedeutet, in einem zweiten Teil an einigen Beispielen verdeutlichen und will diesen Teil abschließen mit einem demütigen Gebet Martin Luthers und denke dabei an seine Hasstiraden und Vernichtungsfantasien, die er am Schluss seines Lebens gegen die Juden ausgestoßen hat, gewissermaßen bis zu seinem letzten Atemzug, bis in seine letzte Predigt im Februar 1546 in Eisleben.

Luther macht klar, wie schwer es ist, aus seiner Haut zu kommen und der Wahrheit über eigenes Versagen ins Gesicht zu schauen.

*„Siehe, mein Herr Christus, da hat mir mein Nächster Schaden zugefügt, hat mich in meiner Ehre gekränkt.*

*Er hat sich an meinem Eigentum vergriffen. Das kann ich nicht ertragen. Darum wünsche ich ihm den Tod an.*

*Ach, mein Gott, lass dir das geklagt sein!*

*Eigentlich sollte ich ihm verzeihen, aber ich kann es leider nicht!*

*Siehe, wie ich so ganz kalt, so ganz erstorben bin.*

*Ach Herr, ich kann mir nicht helfen!*

*Da stehe ich nun; machst du mich anders, so kann ich nach deinem Willen und nach deiner verzeihenden Liebe handeln.*

*Wenn nicht, dann muss ich bleiben, wie ich bin.*

*Ich kann nicht anders.“*

Manchmal ist es sogar ein Schaden, den man sich einbildet und ein Feindbild entwickelt und konkreten Menschen Strafe wünscht für ein Tun, das sie gar nicht begangen haben.

Die stärkste Kraft zur Versöhnung gewinnt man, wenn man weiß, dass einem Versöhnung von Gott selbst angeboten und zugesprochen worden ist und wenn man dann von Herzen singen kann:

*„Mir ist Erbarmung widerfahren,  
Erbarmung, deren ich nicht wert.  
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren!“  
(Evangelisches Gesangbuch Nr. 355)*

## II.

Das Wort Versöhnung mag einem, der einmal Versöhnung gewagt hat oder dem Versöhnung angeboten worden ist, nachdem es zu schweren Konflikten gekommen ist, nicht leicht über die Lippen kommen. Er weiß, es ist kein Softwort. Versöhnung ist ein hartes Glück. Aber wem es widerfährt, der wird weich.

Der vielleicht politisch wirkmächtigste Versöhner des Jahrhunderts, der auch noch Erfolg hatte, war der 26 Jahre lang auf Long Island zum Steinklopfen Verurteilte – als kommunistischer Gewalttäter und damals als ANC-Mitglied vom Westen eher zur anderen, zur feindlichen Seite gerechnet ... Er wurde von Ministerpräsident Frederic de Klerk zum Friedensschließen zurückgeholt. Er hatte nach den mörderischen Konflikten der Apartheid in Südafrika zusammen mit Bischof Tutu etwas bewirkt, was niemand für möglich gehalten hätte: Versöhnung in der Wahrheit! Dass es das gibt! Versöhnung steht nicht gegen Wahrheit und Wahrheit provoziert nicht Unversöhnlichkeit.

Dass das keineswegs einfach war und nicht als flottes Predigtbeispiel dienen kann, zeigt der Bericht, den die Wahrheitskommission 1999 unter dem Titel „Versöhnung braucht Wahrheit“ herausgegeben hatte. Die Wahrheitskommission zieht am Ende eines fünf Bände umfassenden Berichts eine ernüchternde Bilanz, weil die meisten weißen Südafrikaner die Chance nicht ergriffen hatten, die die Kommission ihnen geboten hatte: Ausflüchte statt Einsicht, Leugnung der Wahrheit statt Eingeständnis der Schuld.

Aber die Akteure dieses so wunderbaren wie anstrengenden Prozesses schließen trotzdem: „Wenn die Nation zur Einheit finden will, dann brauchen alle Versöhnung.“

Dazu hatte es ein „Gesetz zur Förderung der nationalen Versöhnung und Einheit“ gegeben, das einen langen Weg durch Kabinett und Parlament durchschreiten musste. Die Versöhnungskommission resümiert: „Die Wahrheits- und Versöhnungskommission ist der Ansicht, dass diejenigen, an die sich das Gesetz in erster Linie richtete, den Geist der Großzügigkeit und Versöhnung, der sich in ihm findet, nicht erwidert haben.“

Trotz einer Amnestieregelung, welche die Täter sogar von zivilrechtlichen Ansprüchen der Opfer freistellte, war die weiße Gemeinschaft gegenüber der Arbeit der Kommission oftmals gleichgültig, manchmal sogar feindselig eingestellt. Einige Medien haben diese Gleichgültigkeit und Feindseligkeit noch befördert. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bestand die Reaktion des ehemaligen Regimes und seiner Führer, seiner Institutionen und der herrschenden gesellschaftlichen Kräfte jederzeit darin, der Wahrheit auszuweichen oder sie zu verne-

beln. Wenige griffen nach dem Olivenzweig einer vollständigen Offenlegung ... Oftmals hatte die Kommission den Eindruck, dass die damaligen Führer und ihre Untergebenen gar nicht imstande waren, das Ausmaß der Verletzungen, der Schmerzen und der Narben wahrzunehmen, die ihre Handlungen verursacht hat.“

(in: Versöhnung braucht Wahrheit, der Bericht der südafrikanischen Wahrheitskommission, Gütersloh 1999, S. 173 ff)

Das darin geschilderte Problem ergibt sich immer nach einem politischen Umbruch, wenn sich ein Volk von einem langwährenden diktatorischen System endlich befreit.

Dasselbe konnte man studieren in Spanien, in Portugal, in Deutschland nach 1945 und nach 1989 sowie in allen damals in den sowjetischen Machtbereich eingeschlossenen Nationen, aber eben auch in Griechenland, Argentinien und Chile.

Aber kein Land hat redliches Zurücksehen mit Integrationsangebot für Täter und Großherzigkeit – unter Tränen oft – von Opfern so beeindruckend geschafft wie Südafrika. Hier kamen politische Weisheit und geistliche Kraft so zusammen, dass man unter erheblichen Schmerzen für Unterdrückte und Gepeinigte alle davon überzeugen konnte, dass dies der beste Weg ist, wenn man nicht wieder Krieg oder Bürgerkrieg als Abrechnungsschlacht riskieren will.

Voraussetzung der Versöhnung aber ist, dass die Bedrücker von einst das Ausmaß der Verbrechen, der Verletzungen, der Schmerzen und der Narben wahrnehmen müssen, die durch ihre Handlungen verursacht worden waren. Aug in Aug mit den Opfern.

Es wird also auch den Tätern Enormes – menschlicher Mut! - abverlangt. Aber darunter geht es nicht, will Versöhnung funktionieren. Sie verlangt von den Opfern, dass sie auf so natürliche wie verständliche Vergeltungswünsche verzichten.

Versöhnung braucht Personen, die für diese Versöhnung persönlich einstehen. Einer, der ganz großen im europäischen Kontext ist der Germanist jüdisch-ukrainischer Abstammung und spätere Kommunist und mutige Dissident Lew Kopelew, der sich nie vom Hass, für den er viele Gründe gehabt hätte, hat überwältigen lassen.

Marion Gräfin Dönhoff, eine der Protagonistinnen der Entspannungspolitik und selber Heimatvertriebene sagte über ihn in ihrer Laudatio zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1981: „In seinem großen Herzen hatten sie alle Platz: Christen und Juden, Polen und Deutsche, Kommunisten und Oppositionelle. Allgemeine Menschenliebe und echter Internationalismus hatten ihn frühzeitig in den Bann geschlagen.“

Er war wegen bürgerlich-humanistischer Propaganda des Mitleids mit dem Feind, wegen Nichterfüllung von Befehlen, Verleumdung der eigenen Truppenführung, der sowjetischen Presse, des Schriftstellers Ilja Ehrenburg und der Verbündeten verurteilt worden. Das Urteil: zehn Jahre Straflager. Und alle, die später milder mit ihm umgehen wollten, wurden selber schweren Repressalien ausgesetzt.

Lew Kopelew sagte in seiner Friedenspreisrede vor 25 Jahren: „Die unsichtbare, aber undurchdringliche Mauer des Misstrauens, des Hasses haben als erstes die deutschen Schriftsteller durchbrochen. Ein guter Wille kann vieles leisten, kann den bösen Gewalten widerstehen und kann sie auch bewältigen. ... Das wahre, mutige Wort der Dichter und Pastoren, der Denker und Berichterstatter – das Wort aller tapferen Friedenskämpfer – ist eine Waffe des Friedens. ...

Aus allem, was ich erlebt und erfahren habe, wuchs die Überzeugung, dass die Bergpredigt der höchste, der reinste Gipfel ist, den der menschliche Geist zu erreichen vermag. Die Friedensbotschaft der Bergpredigt, die Liebe selbst zu den hassenden Feinden verkündet, erklang zuerst nur für wenige Hörer und wurde von einigen hundert Hirten, Fischern, Bauern und frommen Schülern gehört; von den armen, leidenden, erniedrigten, wehrlosen Menschen in einem winzig kleinen Lande.

Kein Kriegslärm, keine Hasspredigten konnten sie übertönen, keine noch so spitzfindigen Umdeutungen konnten ihren wahren Geist, ihren wahren Sinn entstellen.“

(in: Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Reden 1976 – 1985, S. 211 ff)

Die Kunst des Friedensstiftens ist stets eine gefährliche Kunst, weil der Friedensstifter eben ein gutes Wort für den gemeinsamen Feind einlegt und bereit ist, zu differenzieren. Also: das deutsche Volk nicht mit den Nazis zu identifizieren, so wenig wie eine durch den Krieg verrohte Rote Armee, eine russische Soldateska, mit dem russischen Volk gleichzusetzen ist. Man höre nur die Berichte gefangener deutscher Soldaten, wie hilfreich-herzlich russische Mütter sie behandelt haben. Karl Dedecius sagte, er verdanke sein Überleben in der Gefangenschaft russischen Müttern.

Ein anderes Beispiel ist Erlösung und Versöhnung durch Musik:

Pierre Bertaux sagte über Yehudi Menuhin: „Von jeher warst Du ein überzeugter Partisan im Dienste der pazifizierenden Macht der Musik. Im Sommer 1945 spieltest du zweimal im eben befreiten Konzentrationslager Bergen-Belsen, dessen Insassen noch der erlösenden Heimkehr harreten.

Du selbst gingst als Jude, gar gerade darum, schon 1946 und 1947 mehrmals nach Berlin. Die Fanatiker unter den Juden warfen Dir Verrat vor. Pfiffe und Buhrufe begleiteten Deinen Auftritt. Du jedoch bliebst unbeirrbar und spieltest.“

(a.a.o. S. 133 ff.)

Menuhin setzte sich mehrfach für Furtwängler ein, dem man seine Verquickung während des Dritten Reiches zum Vorwurf gemacht hatte.

1946 geht er nach Berlin – zusammen mit seiner Frau, „in die Hauptstadt einer großen Nation, die vom Krieg verwüstet war und zu tiefer, brennender Selbstprüfung, zur Gewissensforschung erwachte; ja, ich kam unmittelbar aus der Mitte Ihrer jüngsten Gegner, von Völkern, die das Opfer des Krieges waren, um Ihre Musik, unsere Musik, die

universale Musik Beethovens zu spielen. Friede bedeutete zu jener Zeit so viel wie neu entzündeter Glaube, durstendes Verlangen nach erneuertem Vertrauen, Suche nach geistiger Ermutigung und materieller Hilfe bei der Wiederherstellung der Würde eines Volkes, beim Wiederaufbau der Wirtschaft einer Nation und bei der Verwandlung des Todesevangeliums in das der ewigen Werte des Lebens.“

(ebenda S. 147)

So ist Versöhnung, sie hat einen Namen. Es ist die Geige Yehudi Menuhins.

Was hatte Albert Camus, ein Kämpfer aus der Résistance, mit seinem 1943/44 geschriebenen Buch „Briefe an einen deutschen Freund“ riskiert, getragen von dem Wunsch, „mit meinen schwachen Kräften dazu beizutragen, dass die sinnlose Grenze zwischen unseren beiden Ländern eines Tages fallen möge.“

Camus' Offerte gipfelt in dem Satz: „Ich liebe mein Land zu sehr, um Nationalist zu sein.“, Er richtet sich mitten aus der Widerstandsbewegung heraus schon darauf aus, dass wir nicht mehr ‚ihr Nazis‘ und ‚wir Franzosen‘ sagen, sondern wir „freien Europäer“.

Und Camus stellt nicht zwei Völker einander gegenüber, sondern zwei Haltungen. Auch Camus weiß, wie schwer es ist, den eigentlichen Sieg, nämlich den Sieg über uns selbst zu erringen, wenn der Hass uns übermannt und wir weiterhin an einem falschen Heldentum festhalten. „Nur das besitzt man wirklich, was man bezahlt hat. Wir haben teuer bezahlt und werden weiterhin zahlen. Aber wir besitzen unsere Gewissheiten, unsere Gründe, unsere Gerechtigkeit: eure Niederlage ist unvermeidlich.“

(in: Kleine Prosa. 1961, S. 77 ff)

Und er glaubte, dass bei gleichen Kräfteverhältnissen „die Wahrheit stärker ist als die Lüge. Dieses mühsame Gleichgewicht haben wir erreicht, und diese Nuance gibt unserem Kampf heute seinen Sinn.“

Camus hat für diese Haltung viel Schmach hinnehmen müssen. Aber wenn die Welt eine Zukunft haben will, braucht sie solche mutigen Stimmen.

(Ähnliches gilt für Max Frischs drei Briefentwürfe an einen deutschen Obergefreiten, der vor Stalingrad gewesen war.)

(in: Tagebuch 1946-1949, 1950, S. 109 ff.)

In diesen Tagen wurde an das erinnert, was im September 1926, also vor genau 80 Jahren Gustav Stresemann und Aristide Briand in Genf – entgegen der nationalistischen Stimmungen in ihren Ländern gesagt hatten –, dass sie gemeinsam auf ein gemeinsames Europa zusteuern wollten und dass dazu Versöhnung nötig sei. Der konservative Stresemann sagte dies, obgleich die Mehrheit der Deutschen in Revanchegefühlen verharrte, zumal nach jenem Versöhnung verhindernden Versailler-Vertrag, der Deutschland einseitig die Kriegsschuld zumaß und einen typischen Vertrag der Sieger darstellte. Beide erhielten 1926 den Friedensnobelpreis.

1994 hatte Arafat zusammen mit Peres und Rabin den Friedensnobelpreis erhalten wie bereits 1978 Anwar as Sadat und Begin. Leider hat das, was diese Männer an Versöhnungsleistung praktisch geschafft haben, nicht nachwirkend politisch sein können. Solange die Palästinenser kein lebensfähiges Staatsgebiet bekommen und solange der Terror nicht aufhört, solange nicht beide Seiten einander anerkennen und sich ihre Würde geben und lassen, wird im Nahen Osten kein Friede sein – und das kann uns alle nicht kalt lassen. Und wir Deutschen werden immer eine große Nähe zu den Juden, den Israelis, besonders den Nachkommen der Juden, die der Vernichtung entronnen sind, behalten. Aber wir dürfen nicht blind sein für das, was in diesem mörderischen Kampf zwischen der israelischen und der arabischen Welt geschieht.

Ein anderer großer Staatsmann der Versöhnung wurde auch Václav Havel, im Gefängnis geläutert. Es ist schon tragisch zu nennen, dass es ihm nicht gelungen ist, etwas von seinem Geist in seiner Nation nachhaltig einzupflanzen. Doch wird man die Hoffnung nicht aufgeben dürfen, dass das, was einmal in der Welt war, auch wieder lebendig werden kann, vielleicht erst viele Jahre später. Denn in den Tschechen steckt noch so viel Vergeblichkeits- und Leiderfahrung, verbunden mit so viel innerer Zerrissenheit und Anfälligkeit für Reaktivierung alter Ressentiments.

(Ähnliches erleben wir gegenwärtig im Verhältnis zwischen Deutschland und Polen, wo sich die jeweiligen Nationalisten offensichtlich in die Hände arbeiten.) !!

Frau Steinbach, die so vehement für ein Zentrum gegen Vertreibungen wirkt, meinte vor einigen Tagen, die Vertreibung der Deutschen in Polen und Tschechien war sowieso geplant gewesen. Hitler hat das Tor nur geöffnet.“ So kann man alles kaputt machen, was in fünfzig Jahren an gegenseitigem Verstehen gewachsen ist und alle die, die in Tschechien, insbesondere im ehemaligen Sudetengebiet heute leben, fühlen sich natürlich bestätigt.

Zurück zu Vaclav Havel: Er hatte alles spätere Denken gewissermaßen vorbereitet in einer schwierigen und tiefgründigen Weise während der Gefängnisjahre – dokumentiert in seinen bewegenden „Briefen an Olga“, seine Frau.

Havel hat genau studiert, was der Hass aus Menschen macht. Es gibt eine gewisse Grunddisposition im Menschen für Hass. „Vor allem sind es niemals hohle, leere, passive gleichgültige, apathische Menschen. Ihr Hass scheint mir immer der Ausdruck irgendeiner großen und im Grunde unstillbaren Sehnsucht zu sein, eines gewissermaßen dauerhaft unerfüllt und eigentlich unerfüllbaren Wollens, einer verzweifelten Ambition.“

Und so beobachtet Havel, dass sich der Hassende nach dem Gehassenen geradezu sehnt. Er erfüllt sein Leben im Inneren und darf ihm geradezu nicht abhandeln kommen. Für den Hassenden sei sein Hass wichtiger als dessen Objekt, so dass er dann auch fähig wird, die Objekte seines Hasses schnell zu wechseln.

Wer also Versöhnung will, muss um das in ihm lauende Hasspotenzial wissen. Ein zur Versöhnung bereiter Mensch ist geradezu das Gegenteil des hassenden Menschen.

Den Hassmenschen charakterisiert Havel folgendermaßen:

„Ein hassender Mensch kennt kein Lächeln, sondern nur ein Grinsen. Er ist unfähig, fröhlich zu scherzen, er kann nur säuerlich spötteln. Er ist nicht fähig zu echter Ironie, da er zur Selbstironie unfähig ist; unbefangen lachen kann nur der, der über sich selbst lachen kann. Für den Hassenden ist sein ernstes Gesicht charakteristisch, seine beleidigende Art, starke Worte, Geschrei, die völlige Unfähigkeit, von sich selbst Abstand zu nehmen und die Lächerlichkeit zu erkennen. Diese seine Eigenschaften verraten einen absoluten Mangel an der Fähigkeit, Maß zu halten, Mangel an Geschmack, an Scham, Weitsicht, an der Fähigkeit, zu zweifeln oder überhaupt zu fragen, Mangel an Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit und der Vergänglichkeit der Dinge überhaupt.“

(In: Angst vor der Freiheit. 1991, S. 120 ff)

Politik versteht Havel als praktizierte Sittlichkeit. Derjenige, der sich in der Politik befindet, habe auch eine erhöhte Verantwortung „für den sittlichen Zustand der Gesellschaft.“

Und es ist seine Pflicht, „in ihr das Beste zu suchen, zu entwickeln und zu stärken.“ Es kommt schon darauf an, in welcher Weise die politisch Handelnden ein Volk zu lenken verstehen, indem sie auch diese Emotionen ernstnehmen und helfen, diese durchzuarbeiten. Versöhnung ist das Werk einer längeren, emotionalen und intellektuellen politischen Durcharbeitung. Sie bedarf der Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, sie anzusprechen und ein Gefühl für das Maßhalten zu erlangen – mit Weit- und Großherzigkeit.

(Václav Havel, Sommermeditationen, 1992, S. 129 ff.)

Hier ist der Ort der Geistlichkeit – zur Bestärkung solcher Politikansätze und solcher Politiker, wie auch für die Inspiration der Völker im Geiste des Friedens mit der Bannung der Hasspotenziale.

Im Jahr 1965 wagte es der Rat der EKD, eine Denkschrift zur Versöhnung mit Polen zu formulieren – und das angesichts von fünfzehn Millionen Deutschen, die heimatvertrieben worden waren und sich nachhaltig nach ihrer schlesischen, hinterpommerschen und ostpreussischen Heimat oder der Heimat ihrer Eltern sehnten. Diese waren mehrheitlich auch lange nicht zur Aussöhnung bereit und fähig.

Die Töne auf den Heimattreffen konnten auch als revanchistisch verstanden werden. Die Heimatverbände machten Front gegen die Entspannungs- als eine Verzichtspolitik.

Es war der Mut, 20 Jahre nach diesem Krieg, die nun einmal bestehenden Grenzen anzuerkennen und Grundlagen für ein neues Verhältnis zu den östlich von uns liegenden Ländern zu legen, insbesondere zu Polen und zur Sowjetunion.

Diese Denkschrift wie auch die Bemühungen der Katholischen Bischofskonferenz wurden Ansporn und Wegbereiter für die folgende Entspannungspolitik der sozial-liberalen Koalition.

Versöhnung braucht bisweilen starke Gesten, Gesten, die viele zunächst auch verwirren, sie jedenfalls zum Nachdenken und zu eigenem Urteil geradezu zwingen. Willy Brandt kniete am 7. Dezember 1970 vor dem Mahnmal im einstigen Warschauer Ghetto spontan nieder. Still. Ernst. Für uns alle.

Und Brandt war einer gewesen, der ins Exil gegangen war und gegen das nazistische Deutschland gekämpft hatte, zwar nicht als Soldat, wie es ihm vorgeworfen wurde, aber als Kurier und Journalist mit hohem persönlichen Risiko war er gegen Nazi-Deutschland aktiv geworden. Aber was nützt schon die Wahrheit, wenn man jemand politisch am Zeug flicken kann?

Auch die Umarmung zwischen de Gaulle und Adenauer gehört zu den wirkmächtigen Gesten, wie überhaupt die deutsch-französische Versöhnung zu den Wundern der jüngeren Geschichte gehört.

Wer hätte nach allem, was geschehen war, je geglaubt, dass unsere beiden Völker zur Besinnung kommen?!

Oder ich denke an den Streit in Erfurt nach dem Massaker an 16 Schülern und Lehrern an der Gutenbergschule 2002. Sollte man auch ein Kreuz für den Mörder aufstellen, wengleich etwas beiseitegestellt? War das ein den Hinterbliebenen der Opfer zumutbares Versöhnungssymbol? Sollte man aber den Mörder und Selbstmörder ganz draußen lassen?! Es ist verständlich, dass Hinterbliebene dagegen protestierten und dass der Boulevard Volkes Stimme gegen etwas aufrief, wofür die Kirche eintrat.

Dass Natascha Kampusch in der zweiten Septemberwoche 2006 in die Leichenhalle an den Sarg gegangen ist und sich still mit einer Kerze von ihrem Peiniger, der Selbstmord begangen hatte, verabschiedete, will auch nicht so recht in die Emotionen der Beobachter passen und nährt eher Spekulationen als ernstes Nachdenken über psychische Prozesse, die wir als Außenstehende kaum begreifen können.

Auch ich habe mir mehrfach den gesammelten Hass „des Volkes“ auf meine Seele geholt, als ich mich zu unterschiedlichen Anlässen für Versöhnung mit denen ausgesprochen habe, die das SED-Regime verantwortet oder mittrottend getragen haben.

Da wird einem gleich Schwamm-Drüber-Strategie, Gutmenschentum, Versöhner vom Dienst, sanftdenkendes Fleisch von Wittenberg, gar Verrat an den Idealen der Bürgerbewegung öffentlich-veröffentlicht vorgeworfen, - wenn nicht gar ehrenrührige Verdächtige über eigene verborgene Verquickungen mit dem System ausgesprochen werden. Auch Bürgerrechtler kamen bisweilen in der Pose von Bürgerrächern daher.

Dabei ging es mir stets um menschliche, politische, moralische Bearbeitung des gemeinsam Erlebten und Erlittenen, eben auch um Selbstklärung über eigenes versäumtes Tun oder Lassen, aber nirgendwann um Verkleisterung.

Aber das kann derjenige kaum begreifen, dem Versöhnung ein Fremdwort bleibt oder der die Versöhnung lediglich als ein eschatologisches Handeln Gottes ansieht, das man tunlichst nicht in menschliche oder politische Zusammenhänge eintragen dürfe, weil dies „Hybris“ sei.

Mich jedenfalls hat für mein eigenes bescheidenes Tun in besonderer Weise angerührt und bestärkt, was ich in den Gedichten der Nelly Sachs, Hilde Domin und der Rose Ausländer gespürt habe, auch in den Zeilen von Paul Celan, der 1961 schließlich selber keine Kraft mehr zum Leben gehabt hatte.

Als mir mitten in einer schwierigen Situation, in der ein gesammelter publizistischer Hass auf mich einströmte, Lew Kopelew 1997 aus dem Krankenhaus schrieb: „Für Friedrich Schorlemmer, meinem lieben Freund, dessen Weltsicht und Weltempfindung ich brüderlich teile“, empfand ich das wie Sätze des Evangeliums für mich: ermutigend und bestärkend. Und das von einem Menschen, der ganz anderes durchleben und durchstehen musste, als ich das je erleben brauchte. Aber bestärkt hat er mich immer, seit ich die ersten Zeilen von ihm las, seit ich seine Stimme hörte, seit ich sein Gesicht sah.

So will ich mit all den Zeugen und Zeugnissen, die ich hier genannt habe, das Wort Versöhnung hochhalten:

Am anrührendsten ist Versöhnung symbolisiert in Nathans Haltung, die Lessing in der Person des Moses Mendelssohn leibhaftig vor sich gehabt hatte.

Nathan erzählt dem Klosterbruder, dass seine geliebte Tochter Recha eigentlich ein Findelkind ist.

*„Ihr, guter Bruder, müsst mein Fürsprach sein,  
Wenn Hass und Gleisnerei sich gegen mich  
Erheben sollten - wegen einer Tat.  
Euch allein erzähl' ich sie.  
Der frommen Einfalt  
Allein erzähl ich sie.  
Weil die allein  
Versteht, was sich der Gott ergebene Mensch  
Für Taten abgewinnen kann.“*

Dann erzählt er, wie er miterleben musste, wie die Christen seine Frau mit sieben hoffnungsvollen Söhnen im Hause seines Bruders verbrannt hatten und wie er dann mit Gott gehadert und der Christenheit „den unversöhnlichsten Hass zugeschworen“ habe.

Nathan fährt fort:

*„Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.  
Sie sprach mit sanfter Stimm: und doch ist Gott!  
Doch war auch Gottes Ratsschluss das! Wohlan!  
Komm! Übe, was du längst begriffen hast;  
Was sicherlich zu üben schwerer nicht  
Als zu begreifen ist,*

*Wenn du nur willst  
Steh auf! –  
Ich stand!  
Und rief zu Gott: Ich will!  
Willst du nur, dass ich will!"*

Und er nimmt das ihm überreichte schreiende Kind als sein Kind an und wendet ein Religionen versöhnendes Erziehungsprinzip an: Sie, die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde zu sein erschaffen und erzogen ward.

(In: Nathan der Weise, Gesammelte Werke, Band II, S. 122)

**Copyright Friedrich Schorlemmer**